

Lutherische Identität in ökumenischer Verpflichtung heute

—Georg Kretschmar zum 70. Geburtstag—

Die Beständigkeit des Wandels

Das wußten schon die alten Griechen: Alles fließt – die Zeit, das Leben. Die Verhältnisse ändern sich. Nichts bleibt, wie es ist. Nur der Tod hält die Zeit fest: Hier ereignet sich keine Erneuerung mehr; der Wandel ist gewissermaßen eingeschlafen. Auch für die Kirche gilt die Beständigkeit des Wandels: ihre Lebendigkeit ändert sich, ihr Ansehen in der Gesellschaft oder ihre Strukturen in Gemeinden und Ländern. Keine Sorge – ich will Ihnen jetzt keinen Parforceritt durch die Geschichte der Kirche zumuten. Aber ich möchte unser Thema problematisieren. Denn wenn der Wandel beständig ist, wenn möglicherweise allein der Wandel das Beständige ist, dann geriete unsere Aufgabe in große, wenn nicht sogar unlösbare Schwierigkeiten. Deswegen ist zunächst der Frage nachzugehen, ob es so etwas wie eine lutherische Identität geben kann und gibt, und wenn ja, worin sie denn bestehen könnte. In einem dritten Teil sollen dann Konfession und Ökumene bedacht werden.

1. Gibt es eine lutherische Identität?

a) Wesentlich ist die christliche Identität.

Man kann es nicht genug wiederholen: Martin Luther und seine Freunde wollten keine neue Kirche gründen. Sie wußten zu genau, daß der dreieinige Gott die *eine* Kirche gegründet, gesammelt und erhalten hatte und hat. Es gab für sie nur *die* Kirche; eine Gründung einer neuen wäre theologisch ein fataler Irrtum gewesen. Jede *neue* Kirche wäre nicht die Kirche gewesen. Deswegen traf die Kritik der Altkirchlichen in Herz und Nieren, die behaupteten, hier entstehe etwas Neues. Wäre dies zutreffend gewesen, dann hätten die Reformatoren ihre Arbeit sofort einstellen müssen.

Denn eben *nur* dies wollten sie sein: Re-formatoren, Menschen also, die die Fehler abstellen, die sich in der Kirche ausgebreitet haben, und die die alte „forma“ wiederherstellen, das nämlich, was Jesus Christus gewollt hat, was er als seinen Leib bezeichnete. Durch die Reform „an Haupt und Gliedern“ – eine Forderung, die älter ist als die Reformation des 16. Jahrhunderts – sollte die Kirche von jenen Flecken gereinigt werden, die wir Menschen abwaschen können. Es kommt in der einen Kirche darauf an, daß wirklich der dreieinige Gott angebetet und verherrlicht wird. Besonderheiten anzustreben, sich – wie man heute sagen würde – ein publikumswirksames Logo zuzulegen, um stets und vor allem als etwas besonderes erkannt zu werden, das konnte Luthers und seiner Freunde Anliegen nicht sein. Es ging nicht um etwas, was eigenständig ist, vielmehr ging es um die *eine* Wahrheit, mit einem Wort: Es ging um christliche und überhaupt nicht um lutherische Identität.

Die christliche Identität war damals herzustellen durch die Beendigung von falscher Lehre und von Mißbräuchen. Der Ablaß z. B., der es ermöglichte oder gar nahelegte, an die Stelle der Hinwendung zu Jesus Christus eine Art von Persilschein (wie man nach 1945 bei der Entnazifizierung sagte) vorzulegen, sollte so nicht weitergeführt werden. Vor allem sollte die Unsicherheit aufhören, in der sich die Glaubenden befanden, weil sie weder wußten, ob sie genug Gutes getan hatten, was das Böse aufwöge, noch ob sie das letzte Stündlein bestehen könnten, von dem scheinbar alles abhing. Das sei das Anliegen der Reformation gewesen, daß die Gewissen getröstet würden, so behauptet das Augsburger Bekenntnis (Beschluß des 1. Teils). Solche Tröstung der Gewissen ist nichts besonderes im Sinne eines Markenzeichens einer bestimmten, einzelnen christlichen Gruppe – es ist vielmehr Jesu Tun gewesen, wie sein Heilandsruf zeigt, und es ist auch die Aufgabe, die er seinen Jüngern zugewiesen hatte.

Es war also nicht falsche Bescheidenheit, sondern sachlich begründet, daß Luther nicht wollte, daß sich seine Anhänger nach ihm benannten. Weder „Martinianer“ war angemessen noch auch „Lutheraner“. Denn auf ihn, den Wittenberger Professor, kam und kommt es nicht an. Der Argwohn der Gegner betraf aber genau dies: Luther gehe es um sich selber. Er verabsolutiere, was er als seine Erkenntnis gefunden hatte, und übersehe, daß der Gehorsam gegenüber der Kirche viel wichtiger sei. Nur wer sich unterordne, sei vor Selbstüberschätzung gefeit und vermeide die Vermehrung des Bösen, auf dessen Verminderung es Luther doch – wie er behauptet – ankomme.

Selbstüberschätzung lag bei Luther nicht vor, aber Selbstbewußtsein hat er gehabt. Sonst hätte er es z. B. nicht gewagt, gegen den Ablaß vorzugehen, dessen Anhänger sein eigener Landesherr Friedrich der Weise gewesen

ist, der damals in einem Maße Reliquien gesammelt hat wie der Bücherrarr Herzog August von Braunschweig-Lüneburg im 17. Jahrhundert Gedrucktes. Aber Luthers Selbstbewußtsein beruhte auf seinem Auftrag, nämlich der Auslegung der Heiligen Schrift. Dadurch hatte er als falsch Erkanntes zu benennen, auch wenn er sich dadurch bei seinem Arbeitgeber – nämlich seinem Landesherrn – unbeliebt oder gar unmöglich machte. Aber bei allem Selbst- und Sendungsbewußtsein wollte er eine Heroisierung seiner Person verhindern. Es ging um Jesus Christus, um christliche Identität, nicht um Eigen- und Besonderheiten Martin Luthers.

b) Unterschiede im Kreis um Luther

Was die Rede von einer lutherischen Identität so problematisch macht, ist ja auch die Tatsache, daß die Reformation so vielgestaltig war. Wieder waren es die Gegner, die es sich nicht nehmen ließen, darauf hinzuweisen. Wie scharf polemisierten ja auch Luther und Thomas Müntzer gegeneinander, Luther und Karlstadt oder Luther und Zwingli. Alle drei Genannten hätten es schärfstens abgelehnt, als Lutheraner bezeichnet zu werden. Müntzer sprach von Luther als „dem sanftlebenden Fleisch zu Wittenberg“. Was die Reformatoren verband, das war die gemeinsame Frontstellung gegen die alte Kirche. Aber zu einer Einheit wurden sie dadurch noch lange nicht.

Auch im engeren Kreis um Luther gab es Unterschiede. Philipp Melancthon etwa, von dem es genauso viele lutherische Bekenntnisschriften gibt wie von Luther, setzte theologisch ganz andere Akzente als sein Wittenberger Kollege. Ihr Miteinander blieb deswegen auch nicht von Spannungen verschont. Dennoch wußte Luther, daß er den gelehrten Humanisten für das gemeinsame Werk benötigte. Obwohl Melancthon etwa in der Frage des unfreien Willens nicht so formulierte wie Luther, haben sie zusammengearbeitet. Worauf sollten wir uns bei der Suche nach lutherischer Identität also stützen? Auf Luther? Auf ein riskantes Miteinander von Luther und Melancthon? Auf Melancthon, dessen Bücher mehr als diejenigen Luthers über Generationen hin Studenten beeinflussten?

Aber dieser Unterschied ist noch fast harmlos gegenüber dem Angriff auf Luthers Gesetzesverständnis, der von den sogenannten Antinomisten ausging. Diese wollten, daß das Gesetz die Welt regiere (es gehöre auf das Rathaus, so formulierten sie), aber mit der Kirche sollte es nichts zu tun haben. Diese Art von Frühbarthianismus im 16. Jahrhundert – ausgesprochen von engen Mitarbeitern Luthers – hat dem Reformator schwer zu schaffen gemacht. Denn jede Konzentration auf das Evangelium wirkt gut und überzeugend. Auch Luther selber wollte ja nun wahrlich nicht die frohe

Kunde von Jesus Christus relativieren. Aber wie überwindet man theologische Irrtümer, da echte Theologie bekanntlich nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen des Menschen zu tun hat?

Von Erlangen aus liegt es nahe, wenigstens noch auf einen anderen Streitpunkt innerhalb des lutherischen Spektrums hinzuweisen, nämlich auf den Nürnberger Reformator Andreas Osiander. Er setzte im Verständnis der Rechtfertigung andere Akzente als Luther und vor allem als Melanchthon. Während es Letzterem auf das gerechtsprechende Urteil Gottes ankam, betonte Osiander die verändernde Kraft des Heilsgeschehens. Er verwies auf die heilmachende Einwohnung Jesu Christi im Glaubenden und beschwor dadurch einen heftigen Streit hervor. Es gab also Unterschiede im Kreis um Luther zuhauf. Selbst für das Abendmahlsverständnis im Luthertum gilt das, das ja schon Luther mit Zwingli und dessen Nachfolger Bullinger entzweit hatte. Woran sich also halten bei der Frage nach der lutherischen Identität?

c) Lutherische Gemeinsamkeiten

Wenn auch die Aussage von einer lutherischen Identität problematisch ist, so gab es doch Gemeinsames, was diejenigen verband, die sich dem Werk angeschlossen hatten, das von Martin Luther ausgegangen war. Dies bestand sicher in der gemeinsamen Front gegen die alte Kirche, zumal diese Front von dort immer wieder mit Polemik in Erinnerung gebracht wurde. Sie bestand aber auch im „magnus consensus“, der 1530 das Augsburgische Bekenntnis ermöglichte hatte (Art. 1). Sieht man genau hin, so waren es nicht gerade viele, die diese große Übereinstimmung bezeugten, nämlich sieben Fürsten, die lediglich fünf Territorien vertraten, und die Vertreter von zwei Reichsstädten. Im Laufe der Jahre kamen aber mehr hinzu, und man nannte sie die „Konfessionsverwandten“, also die, die zusammengehörten, weil sie sich dasselbe Bekenntnis zu eigen gemacht hatten.

Das Augsburgische Bekenntnis ist ja nun wahrlich kein revolutionärer Text. Vielmehr wird hier versucht, *christliche* Identität zu formulieren. Man wollte, wie es im „Beschluss“ des ersten Teils heißt, eine Lehre vertreten, die „dem reinen göttlichen Wort und christlicher Wahrheit gemäß“ ist. Es geht also um die Heilige Schrift, um ihre rechte Auslegung, und zugleich wird das anerkannt, was sich als christliche Wahrheit durchgesetzt hat. Z. B. werden die altkirchlichen Dogmen rezipiert, wie durch den Hinweis auf das Nicaeno-Constantinopolitanum ersichtlich ist, der in Artikel 1 erfolgt. Zu den lutherischen Gemeinsamkeiten gehören auch die Abschaffung der sogenannten Mißbräuche, also z. B. das Verbot des Laienkelches oder der Priesterehe (Art. 22f). Diese Gemeinsamkeiten verbinden Laien und Theologen zumal

dort, wo das Bekenntnis in einzelnen Territorien verpflichtend von den Dienern des Staates und der Kirche zu unterzeichnen war. Vor allem aber war die Herausbildung lutherischer Kirchen verbindend. Kirchenordnungen wurden geschaffen, die zwar Unterschiede zuließen, die zugleich aber doch auch Gemeinsamkeiten stifteten bis hin zu politischen Gruppierungen im Reichstag, wo das *Corpus evangelicorum* zu einer festen Einrichtung wurde.

Deswegen kann es nicht verwundern, daß nicht nur solche Theologen, denen eine besondere Affinität zum Luthertum nachgesagt wird wie etwa Johann Gerhard, sondern auch andere wie Johann Arndt sich als Lutheraner verstanden. So wenig Letzterer in das Schema zu passen schien, das man sich vom genuinen Luthertum gemacht hatte, so sehr hat er sich als in lutherischer Tradition stehend verstanden. In der neueren Forschung wird er auch als Lutheraner gedeutet. Auch der lutherische Pietismus interpretierte sich als wirklich lutherisch. Philipp Jakob Spener etwa hielt die von Luther verkündigte Lehre für biblisch und darum auch für seine eigene Zeit als die allein orthodoxe, d. h. Gott die Ehre gebend. Was er kritisierte, waren die mangelnden Konsequenzen im Hinblick auf die Lebensführung innerhalb des Luthertums. Er trat für eine bessere Kenntnis der Heiligen Schrift ein und schlug vor, sie in Gruppen zu lesen und zu besprechen. Auch eine Reform des Theologiestudiums hielt er für notwendig. Aber an der Lehre, die Luther verkündigt hatte, wollte er uneingeschränkt festhalten.

Das gilt auch für das sogenannte Neuluthertum des 19. Jahrhunderts. Während Schleiermacher sich für einen „Herrnhuter höherer Ordnung“ gehalten hat, haben sich Adolf von Harleß, Theodosius Harnack, Wilhelm Löhe oder August Vilmar nachdrücklich auf Luther und bzw. oder auf lutherische Bekenntnisschriften bezogen. Es verband sie die Meinung, daß die lutherische Theologie des 16. Jahrhunderts auch in ihrer eigenen Zeit wichtig für Theologie und Kirche sei. Dabei wurden aus dem vielfältigen Erbe unterschiedliche Teile akzentuiert, aber sie waren gemeinsam der Auffassung, daß lutherisch und katholisch sich nicht ausschließen, sondern daß das Lutherische mitten in der Ökumene stehe und dadurch besondere Verpflichtungen und Möglichkeiten besitze.

Bei einzelnen Theologen und Kirchen sollte es jedoch nicht bleiben. 1868 wurde die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz“ gegründet, in der sich zunächst nur deutsche Lutheraner sammelten, aber bald kamen solche aus Nord-, West- und Osteuropa hinzu. 1923 wurde mit dem „Lutherischen Weltkonvent“ eine Vorstufe des „Lutherischen Weltbundes“ geschaffen, der 1947 gegründet wurde – viel später als andere internationale konfessionelle Zusammenschlüsse, die bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zustande kamen. Auch die „Gotteskastenvereine“ – seit

1840 ins Leben gerufen – trugen dazu bei, die Gemeinsamkeit der Lutheraner zu mehren. Aber gerade hier wurde und wird gefragt, ob nicht größere, mindestens allgemeinprotestantische, wenn nicht ökumenische Werke angebracht seien. Schließlich wurde ja die Union von Lutheranern und Reformierten im 19. Jahrhundert als Fortschritt verstanden, der die Enge oder auch Engstirnigkeit der überkommenen Konfessionen überwinden könne. Wenn es uns Lutheranern um die christliche Identität geht, was bedeuten dann lutherische Besonderheiten, die dann doch besondere lutherische Gemeinsamkeiten nahelegen?

2. *Worin besteht das typisch Lutherische?*

a) Die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium

Die Betonung des wahrhaft Christlichen erforderte die Herausarbeitung der reinen Lehre (vgl. Art. 7 der Confessio Augustana). Dieser Begriff ist zu Unrecht in Mißkredit geraten. Bei allen Schwierigkeiten, die er beinhaltet, bringt er doch zugleich die stets neue Aufgabe der Theologie zum Ausdruck, zwischen wahr und falsch unterscheiden zu müssen. Wo diese Aufgabe für irrelevant gehalten würde, weil doch von Gott alles zurechtgebracht würde, da gäbe man sich selbst auf und würde unsere begrenzte, aber gleichwohl wesentliche Verpflichtung mit Gottes Möglichkeiten verwechseln, die ihm allein vorbehalten sind und bleiben. Luther ging es deswegen um „Essentials“, um Unaufgebbares, neben dem sehr viel Unterschiedlichem Raum gewährt wurde, weswegen er dann auch gelassen der großen Breite im Raum lutherischer Theologie und Kirche zusehen oder gar zustimmen konnte.

Um die Essentials nicht zu verfehlen, empfahl er die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium. Er hielt sie für die entscheidende und schwierige Aufgabe des Theologen. Sie ist – wenn ich das recht sehe – gewissermaßen die Spitze seines methodischen Ansatzes, nämlich der immerwährenden Unterscheidung von wahr und falsch, von Gott und Welt, von Heil und Unheil. Diese Unterschiede stehen in einer dialektischen Beziehung zueinander. Es bleiben Spannungen zwischen ihnen, die nicht verniedlicht werden dürfen. Dabei gilt dem Paar „Gesetz und Evangelium“ besondere Aufmerksamkeit, weil es in der Bibel und besonders im Neuen Testament eine zentrale Stellung einnimmt.

Während im Alten Testament das Gesetz, die Thora, die Weisung einen hervorragenden Platz besitzt, geht von Jesus frohe und gute Kunde aus, Evangelium. Paulus folgend, hat Luther den Unterschied, aber auch den

Zusammenhang von Gesetz und Evangelium bedacht. Einfach wäre es, wenn das Evangelium das Gesetz abgelöst hätte: Dann gälte jetzt nur noch die Zuwendung Gottes, die Befreiung von Tod und Teufel. Und das stimmt ja auch: Das ist das Großartige, daß das Reich Gottes angebrochen ist. Die Antinomisten hatten doch scheinbar recht, daß nur noch Gnade und Vergebung Platz hätten, Heil und Seligkeit. Das Gesetz, das Gott gegeben hatte, gälte jetzt nur noch für die Welt.

Aber diese Scheidung ist Luther zu einfach, ja unangemessen. Sie teilt nämlich Welt und Kirche in einem Maß, das falsch ist. Es genügt ihm auch nicht, die Christen als Bürger beider Reiche zu verstehen, für die hier dies und für die dort jenes gilt. Vielmehr vermißt Luther bei den Antinomisten – ich formuliere überspitzt – das Gesetz als Heilsweg. Genauer gesagt: Er vermißt, daß das Gesetz auch für und nach Jesus Christus bleibende Heilsbedeutung besitzt. Das Neue Testament ist eben nicht nur Evangelium, sondern auch Gesetz. Umgekehrt ist bekanntlich das Alte Testament nicht nur Gesetz, das die Sünde offenbart, sondern auch Evangelium, Heilsweg. Gesetz und Evangelium müssen unterschieden, aber sie dürfen nicht voneinander getrennt werden. Nur zusammen bilden sie das Ganze, dessen Kirche und Theologie für Lehre und Handeln bedürfen.

Das beschwor die Gefahr der Vermischung. Der dritte Brauch des Gesetzes, demzufolge die Wiedergeborenen zu rechtem Leben angeleitet würden, findet sich beim Pädagogen Melanchthon, aber nicht bei Luther. Nach Luthers Meinung ist es der Heilige Geist, der die Christen erleuchtet, während das Gesetz auf die Erhaltung menschlichen Lebens und die Erkenntnis der Sünde bezogen bleibt. Aber natürlich war es naheliegend, das enorme Potential des Gesetzes auch für die Christen nutzbar machen zu wollen – allerdings um den Preis einer nicht mehr klaren Unterscheidung zwischen Gesetz und Evangelium.

In unserer Zeit gibt es die umgekehrte Vermischung, nämlich den Mißbrauch des Evangeliums als Gesetz. Gerhard Ebeling hat dies den *usus politicus evangelii* genannt. Die Begründung politischer Stellungnahmen nicht mit Vernunft, sondern mit dem Evangelium, war und ist gang und gäbe. Da wird dann ein *status confessionis* ausgerufen, der sich schon nach wenigen Monaten nicht als prophetisch begründet herausstellt, sondern als durch die Verwechslung des Evangeliums mit dem Gesetz zustande gekommen erweist. Ich will damit die verständlichen Sorgen von Menschen nicht gering achten, aber sich selbst ins Regiment setzen zu wollen und das Evangelium eigentlich nur zur Verstärkung eigener politischer Auffassungen zu gebrauchen, das ist eine Vermischung und Mißbrauch des Evangeliums, dem Lutheraner zu wehren haben.

Hinzu kommt, daß uns der die Sünde offenbarende Brauch des Gesetzes weitgehend abhanden gekommen ist. Nach Luther gibt es nicht nur den Brauch des Gesetzes, der dem Willen Gottes gemäß dem Bösen wehrt und das Gute unterstützt, sondern auch jenen, durch den ich überhaupt erst erkenne, daß und wo ich gefehlt habe. Sicher ist es heute schwierig, von so etwas wie Vergehen gegen Gott zu sprechen, aber darauf ganz oder fast ganz zu verzichten, kann überhaupt keine Lösung sein, weil wir uns dann stets in unseren Vorurteilen, Gedanken, Entscheidungen und Taten bestätigt fühlen.

Ein Mißbrauch liegt auch vor, wenn Seelsorge nur noch Billigung von allem Möglichen und vielleicht auch von vielem Unmöglichem sein soll. Es klingt ja gut und einleuchtend, wenn Liebe als die entscheidende Kategorie im Umgang unter uns Menschen bezeichnet wird. Aber Liebe ist nicht nur die Freiheit, die ich besitze und die ich zugleich auch zu gewähren habe, sondern sie ist auch das Mitgehen, der Versuch der Korrektur, das Mittragen und vielleicht zuletzt das Mitleiden, wo es sich um einen abschüssigen Weg handelt und nicht um den schmalen Weg, der zum Leben führt. Auch hier müssen Gesetz und Evangelium als zusammengehörig und zugleich auch als zu unterscheiden verstanden werden. Das ist eine lutherische Aufgabe gerade heute – in unseren eigenen Reihen zumal und darüber hinaus in der gesamten Christenheit.

b) Die Rechtfertigung des Gottlosen

Seltsam, aber wahr: Luther wollte die Bischöfe (und da waren ja seltsame Typen darunter!) und den Papst anerkennen, wenn diese die Rechtfertigungsbotschaft erlaubten. Aus heutiger Sicht ist dies unverständlich, denn von der Rechtfertigung des Gottlosen ist heute bei uns kaum noch die Rede. Warum ist das bei Luther anders? Weil es ihm um Jesus Christus geht! Der Reformator will mit der Rechtfertigungsbotschaft nicht primär die Gottlosigkeit des Menschen feststellen oder gar beklagen. Meine Gottlosigkeit erkenne ich ja auch erst dann, wenn Gottes Gesetz sie mir offenbart. Luther will auch nicht ein Rechtsverfahren, nämlich eine Rechtfertigung in den Vordergrund seiner Theologie stellen. Es handelt sich für Luther vielmehr darum, daß der menschgewordene Gott für ihn nur dann verständlich ist, wenn sein Herabkommen zu uns, sein Leiden und Sterben wirklich um der Rechtfertigung *aller* Menschen willen erforderlich war.

Für Luther ist also die Verkündigung der Rechtfertigung deswegen so wichtig, weil Jesus Christus im Mittelpunkt seiner Überlegungen, seines Glaubens und seines Betens steht. Die Reduktion der Breite der scholasti-

schen Theologie auf die schmale Basis der Bibel und die Verengung der Frömmigkeit auf die Christusverehrung sind zugleich eine Konzentration. An die Stelle der Heiligen, über die man viel wissen mußte, damit man sich im Notfall oder in einer speziellen Situation auch an den oder die richtige wenden konnte, trat der menschgewordene Gott. Wer Gott nicht hier sucht, in Windeln, im Gespräch mit Menschen oder am Kreuz, der wird ihn nicht finden. Maria, die Mutter Jesu, wird von Luther gepriesen, aber nicht deswegen, weil sie die Mutter Gottes war, sondern weil sie Gott dem Herrn glaubte, vertraute und gehorchte. Aus Maria, die in das Zentrum der Frömmigkeit gerückt war, wurde das Vorbild im Glauben: Wie sie sich verhielt, sollen und können auch wir uns verhalten. Sie wird nicht ferngerückt, weil sie die Christusgebärende ist – das ist sie durchaus! –, sondern sie steht vor uns als Glaubende.

Aber natürlich ist die Rechtfertigungsbotschaft für Luther nicht nur wegen Jesus Christus wichtig, sondern auch wegen uns. An die Stelle der Werke, die ich immer wieder neu tun muß, ohne je zu wissen, ob ich denn genug vollbracht habe, tritt die fremde Gerechtigkeit, der fröhliche Wechsel, weil Jesus Christus meine Sünde übernimmt und mir seine Sündlosigkeit zueignet. Jetzt gibt es Heilsgewißheit, denn ich bin nicht von mir abhängig, sondern von Jesus Christus, von dem mich nichts scheiden kann.

Das Konzil von Trient hat dies scharf kritisiert. In der Tat kann und darf ich ja nicht Gottes Urteil über mich vorwegnehmen wollen. Wo das geschähe, maße ich mir an, was Gott sich vorbehalten hat. Und der Verzicht auf Werkgerechtigkeit hat ja auch zu einem massiven Einbruch der kirchlichen Finanzen geführt: Ablassbriefe mußten nicht mehr bezahlt werden, Gottes Gnade wurde gratis. Mit den guten Früchten des Glaubens war es nicht weit her – im Bereich des Gesetzes reagieren wir eben anders als in dem der Freiheit, wo uns das Gebot der Nächstenliebe immer wieder neu vor Aug' und Ohr gestellt werden muß.

Aber zugleich darf nicht übersehen werden, daß Luthers Interpretation folgerichtig war: Wenn Gott allein die Ehre meiner Begnadigung gebührt, dann ist das so. Es muß auch bei der Rechtfertigung unterschieden werden zwischen Gott und Mensch, Gnade und Frucht des Glaubens, Freiheit und Unfreiheit des Glaubenden. Es wäre falsch zu meinen, daß durch meine Begnadigung der Himmel auf Erden bereits angebrochen wäre. Vielmehr bleibt mein Wunsch, mich selbst in meinem Wert zu erweisen, Leistungen zu erbringen und bzw. oder andere Menschen mir zugut zu gebrauchen, zu mißbrauchen oder auszunutzen. Nach wie vor gibt es auch im Getauften, im Glaubenden die Versuchung, wie Gott und ohne Gott sein und leben zu wollen. Deswegen benötige ich die Mitchristen. Ohne die immer neue Ver-

kündigung der Rechtfertigungsbotschaft, ohne die immer neue Verkündigung von Gesetz und Evangelium komme ich nicht auf den schmalen Weg zurück.

Wie die Kranken, die Mühseligen und Beladenen Jesus suchten und nicht die Starken und Mächtigen, wie der Gottessohn sich zu ihnen gesandt wußte, so sind auch die Angefochtenen Gott nahe. Nicht diejenigen, die meinen, sie hätten nichts nötig – auch Gott nicht! –, sondern die, die mit leeren Händen kommen, können von Gott Gnade empfangen. „Wir sind Bettler, das ist wahr.“ Ist dies ein erschreckendes Fazit eines reichen Lebens? So von Luther am Ende seines Lebens geäußert. Oder ist es die von Gott geschenkte Einsicht: „Laß dir an meiner Gnade genügen“ (II Kor 12,9)?

Aber unsere menschliche Natur ist normalerweise anders. Es gefällt uns, wenn unsere Verdienste gelobt werden, und es tut uns weh, wenn wir übergangen, mißverstanden oder verleumdet werden. Die Verkündigung der Rechtfertigung des Gottlosen offenbart uns: Du hast deinen Platz, und zwar vor Gott. Was können da Menschen tun? Die Verkündigung dieser Botschaft ist heute aus vielen Gründen schwierig. Nicht nur wird Gott aus unserer Welt verdrängt, sondern die Leistungsgesellschaft zwingt uns täglich, unseren Wert zu beweisen und mitzuhalten. Wer aus dem Tritt gerät, landet irgendwo. Landet sie, landet er zuletzt immer bei Gott? Luther hat keine Wiederbringung aller gelehrt, was heute eine besonders beliebte Vorstellung unter Theologen geworden ist. Dem Reformator genügte die Botschaft, aber er hielt sie auch für erforderlich, damit allen Menschen das göttliche Geheimnis kund werde. Dies bleibt uns auch in unseren Tagen aufgetragen. Ich wage nicht zu behaupten, daß es uns Lutheranern gelänge, diese Verpflichtung angemessen wahrzunehmen, aber ich sehe auch nicht, daß uns andere in der Christenheit diese Aufgabe total abnehmen.

c) Gott, Welt und Mensch in ihrem Widerspruch

Daß sich die Wahrheit häufig nur in kontradiktorischen Sätzen erfassen lasse, soll nun noch als für Luther und damit für das Luthertum Typische an einigen Beispielen verdeutlicht werden. Zunächst Gott, der größer ist als alles, was gedacht werden kann, und der zugleich kleiner ist als alles Vorstellbare. Wer ist Gott? Der Allmächtige oder der Ohnmächtige? Er ist beides: der alles Regierende und der am Kreuz Leidende. Gott wird nicht ferngerückt, sondern er ist fern und nahe zugleich, was man nicht erklären, sondern in verschiedenen Lebenslagen unterschiedlich erfahren kann. Aber Luther geht es auch weniger um das Wesen Gottes, obwohl er die altkirchliche Lehre vom dreieinigen Gott durchaus bejaht und vertritt. Wesentlich

ist ihm vielmehr Gottes Handeln. Und dies vollzieht sich unter der Gestalt des Gegenteils, sub contrario, sub contraria specie. Jesus, der in Gethsemane und Golgatha am Ende ist, ist in Wahrheit dort am Anfang. Er hat andern geholfen, kann sich selbst jetzt aber nicht helfen. So liegt es vor Augen. In Wahrheit aber hilft er gerade jetzt sich und anderen, indem er sich in die eigene Hilflosigkeit und den Weg Gottes fügt. Diese Theologie des Kreuzes, die nicht mehr zu wissen vorgibt, als die Bibel verkündigt, bescheidet sich mit dem Sagbaren, das häufig genug das nicht Verstehbare ist. Gott meint das Gegenteil von dem, was ich empfinde: Er will trotz meines Leides nicht meine Strafe, sondern mein Heil. Selbst der Umkehrschluß ist nicht immer falsch, daß Gott dort, wo er zu belohnen scheint, in Wahrheit mich in größere Risiken führt als durch Erniedrigung. Aber das für die Verkündigung Entscheidende ist Gottes Handeln sub contrario in Jesus Christus und am Kreuz: Er, der alles in seinen Händen hält, verbirgt sich in Windeln und in der weitgehenden Erfolglosigkeit eines Wanderpredigers, der von den Menschen in raschem Wechsel „Hosianna!“ und „Kreuzige ihn!“ erlebt.

Aber auch die Welt in ihrem Widerspruch wird von Luther deutlich herausgestellt: Sie ist die gute Schöpfung Gottes und zugleich der Herrschaftsbereich des Satans. In ihr sind wir Mitarbeiter Gottes und haben dennoch nicht die Welt zu lieben noch das, was in ihr ist. Die Vergöttlichung der Welt ist genauso falsch wie ihre Verteufelung. Sie ist vielmehr Ort der Bewährung des Menschen, daß wir den rechten Weg finden in den vielen Angeboten, die sich uns aufdrängen. Wer dabei nur Gutes erwartet, geht genauso fehl wie jene, die stets und nur Böses argwöhnen. Diese Doppelgesichtigkeit gilt etwa auch im Hinblick auf das Miteinander der Geschlechter. Es ist eine gute Ordnung Gottes, daß Frau und Mann miteinander ihren Weg gehen, daß sie fruchtbar sind und sich mehren und die Erde bebaut und bewahrt wird. Aber was kann daraus werden: Brudermord, Inzest, Betrug, was gerade das Alte Testament mit aller Offenheit und Deutlichkeit schildert. Die guten Gaben Gottes werden mißbraucht und dienen nicht mehr der Bewahrung, sondern der Zerstörung. Auch im Hinblick auf den Staat gilt das: Gottes Gesetz will dem Bösen wehren, daß Gesellschaft ermöglicht wird. Aber der Staat wird leicht zum Tyrannen, der das Werk Gottes hindern und vernichten möchte.

Auch der Mensch hat große Gaben, allen voran die Vernunft. Sie vermag Bewundernswertes zu leisten. Aber sie kann auch zur Hure werden, die verführt und zerstört. Wer nur die positiven Möglichkeiten der Vernunft sieht, geht fehl. Aber auch das Umgekehrte gilt. Jedoch: Wie gelingt es mir, die Verführungskünste der Vernunft zu erkennen? Wo benutze ich sie tat-

sächlich zum Guten und nicht – vielleicht mich selbst betrügend – zu meinem eigenen Vorteil? Auch die Freiheit ist ein hohes Gut des Menschen. Aber Luthers bekannte Doppelthese in seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ macht deutlich, daß einseitige Interpretationen in die Irre führen. Die Freiheit zum Mißbrauch der Freiheit besteht. Das zeigt ihre Größe und zugleich auch ihre Gefährdung.

Aber wie steht es dann mit dem unfreien Willen? Luther hat damit nicht Unfreiheit im Bereich von Ethik und Welt gemeint, sondern die Abhängigkeit unseres Heils von Gott. Zugleich konnte er überspitzt formulieren, daß es davon abhängt, wer von uns Besitz ergriffen habe: Gott oder der Teufel. Überspitzt ist dies meines Erachtens deswegen, weil ich „gegen Gott zu Gott fliehen“ kann, weil auch in den Versuchungen des Bösen der Ruf bleibt: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Aber daß ich für mein Heil – Gott sei es gedankt! – nicht selbst verantwortlich bin, das bringt die Lehre vom unfreien Willen zum Ausdruck, die gerade nicht entmutigen, sondern zu rechtem Vertrauen zu Gott ermuntern will.

Natürlich gibt es auch die Christen insgesamt in ihrem Widerspruch. Luther wußte um die Gefahren der Kirche: Gefahr durch Macht und nicht zuletzt durch den Antichrist. Aber zugleich bleibt sie der Leib Christi, seine Braut, die mit ihm das Hochzeitsmahl feiern will. Höchstes Lob gehört ihr – „Ich hab sie lieb, die werthe Magd“, so formulierte er –, und gerade deswegen muß sie auch, wenn erforderlich, scharf kritisiert werden. Heinz Zahrnt hat sich kürzlich von diesem Satz distanziert und seine eigene Position so beschrieben: „Für mich ist die Kirche weder wie für Luther eine liebe werthe Magd noch wie für die Katholiken die geliebte Mutter, sondern ein lebenslang ungelöstes Problem. Ich lebe mit der Kirche in einer Art Vernunftfehe: mit verhaltener Dankbarkeit, weder aus Enttäuschung zornig noch von Liebe überwältigt“¹.

Nun gibt es ja viele ungelöste Probleme. Luther hat von der Kirche wahrlich viel zu erleiden gehabt: Er wurde ausgestoßen. Der Staat wurde aufgefordert, ihn aus der Gesellschaft auszumerzen, und Kaiser Karl V. hat dies ja auch durch sein Mandat in Worms 1521 versucht. Dennoch hat Luther sich an die *eine* Kirche gebunden gewußt: Sie ist der Leib Jesu Christi. Ich benötige sie, denn sie dient dem dreieinigen Gott. Aber wenn sie dies nicht tut, dann gilt es zu widersprechen. Luther stellte fest: Es gibt in der Kirche Ungehorsam gegen Gottes Wort, und es gibt dessen Mißbrauch, wenn etwa Bauern ihre weltlichen Forderungen mit dem Evangelium begründen wollen – ein frühes Beispiel für einen *usus politicus evangelii*! Der

1 Deutsches Pfarrerblatt, 95. Jg. (1995), Heft 1, S. 3.

Reformator erklärte damals, daß er dazu als Theologe nichts sagen könne: Weltliche Dinge müssen weltlich verhandelt werden, nämlich mit Vernunft und mit Liebe. Das Evangelium ist keine Sozialordnung, sondern ein Ruf zur Freiheit der Kinder Gottes, die ihrem Herrn auf seinem Weg nachfolgen. Die Zusammengehörigkeit von scheinbar nicht Zusammengehörigem ist auch heute von Lutheranern einzubringen. Nur dadurch können wir das für Lutheraner Typische einbringen in eine Welt und auch in eine Christenheit, in der häufig vorschnelle Lösungen angeboten werden, die entweder nur kurze Zeit genügen oder die echte Lösungen nur hinausschieben und verzögern.

3. Konfession und Ökumene

a) Konfessioneller Provinzialismus und weltweite Christenheit

Mit Recht ist uns Lutheranern nachgesagt worden, daß wir über die Grenzen unserer Landeskirchen häufig nicht hinausgeschaut hätten. Aber in anderen Zeiten mit anderen Kommunikationsverhältnissen gab es nun einmal andere Sichtweisen als heute. Das gilt auch für Nicht-Lutheraner in früheren Jahrhunderten! Jedoch war die Macht des Staates in den lutherischen Kirchen besonders groß. Dadurch wurde die Konzentration auf die Belange des Landes gefördert. Aber man sollte dies auch nicht übertreiben! Luther persönlich wußte eine Menge über Menschen und Gemeinden in anderen Ländern und half, wo immer er konnte. Johannes Bugenhagen wurde in Wittenberg beurlaubt und durfte in vielen anderen Städten und Ländern tätig werden. Daß ich hier wenigstens auf seine älteste Kirchenordnung verweise, nämlich auf die für die Stadt Braunschweig aus dem Jahr 1528, das werden Sie mir hoffentlich nicht verübeln!

Katholische Länder wie Spanien und Portugal hatten schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ihre Interessen über die eigenen Landesgrenzen hinaus ausgeweitet. Als ein lutherischer Staat, nämlich Dänemark, im 17. Jahrhundert folgte, waren damit selbstverständlich auch missionarische Impulse verbunden. Der Hallesche Pietismus griff dies im 18. Jahrhundert auf und trug zur Korrektur des Kolonialismus bei. So weiß man noch heute in Tranquebar ganz genau, daß Bartholomäus Ziegenbalg eine Kirche für die Tamilen baute, während die Dänen nur eine für sich selbst errichtet hatten. Sehr gut erinnert man sich dort daran, daß Ziegenbalg wegen seines christlichen Engagements eingesperrt und in seiner Arbeit stark behindert worden ist. Auch hier also ist Unterscheidung erforderlich zwischen Namenschri-

sten, denen es auf Gewinn ankam, und jenen, die noch heute als Väter und Mütter im Glauben verehrt werden, weil sie sich um die Einheimischen mühten, um ihre Kultur, ihr leibliches Wohl und ihr seelisches Heil.

Gleichwohl ist es nicht zufällig, daß die erste Generalversammlung des Reformierten Weltbundes 1877 zusammentrat – erst 70 Jahre später aber kam es, wie wir gesehen haben, zur Gründung des Lutherischen Weltbundes. So wichtig die Provinz ist, in der ich lebe – wenn wir von Heimat sprechen, klingt es nicht so negativ! –, so wenig können und dürfen sich Christen heutzutage auf ihren eigenen Raum beschränken. Dies ist so selbstverständlich, daß es nicht betont werden muß. Da gibt es z. B. die Partner in den sogenannten Entwicklungsländern, die uns immer wieder fragen, ob es wirklich Partnerschaft sei, was uns miteinander verbindet, und ob nicht viel von Bevormundung der wirtschaftlich Stärkeren mitspielt. Die neuen Arbeitsmöglichkeiten, die sich in Osteuropa seit einigen Jahren ergeben haben – der Apostel Paulus würde wohl von einer „großen Tür“ sprechen, die Gott aufgetan hat –, werden wahrgenommen. An vielen Stellen wären mehr missionarische Impulse erforderlich. Aber die Lebendigkeit der Mission hing schon immer von der Lebendigkeit jener ab, die sie vertraten.

Weltweit meint aber natürlich auch, daß der Blick auf andere Kirchen gerichtet werden muß. Die interkonfessionellen Gespräche haben viele Klärungen erbracht. Mißverständnisse wurden ausgeräumt und Verbesserungen hervorgerufen. All' dies hätte der frühere konfessionelle Provinzialismus nicht leisten können. Durch die kirchlichen Zusammenschlüsse, vor allem durch die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands und den Lutherischen Weltbund, habe ich persönlich sehr viele Bereicherungen in meiner Arbeit erlebt. Eigenbrötlerei kann heute nicht die Devise sein, obwohl die Kirche von dem Ort lebt, an dem sie sich befindet. Aber je lebendiger Kirche vor Ort ist, desto rascher und besser kann die Christenheit weltweit zusammenwachsen.

b) Die Konfessionen als Chor der Ökumene

Wilhelm Maurer hat in seinem „Historischen Kommentar zur Confessio Augustana“ gemeint, er habe die „reformatorischen Grundgedanken“ mit Hilfe der Schriften Luthers und Melanchthons vor 1530 festgestellt, um „die tiefen Untertöne“ zu erkennen, „die den Bekenntnisaussagen ihr Klangvolumen verleihen“. Zugleich habe er spätere reformatorische Schriften „aus der Nachgeschichte der Confessio Augustana“ untersucht. „Diese Beiträge ... bilden gleichsam die Oberstimme, die unser Kommentar mitschwingen lassen muß, um den Vollklang des Bekenntnisses zu Gehör zu bringen.“

Mit anderen Worten: Das Augsburger Bekenntnis ist so eine Art von Mittelstimme, wohl von *cantus firmus*, der erst durch entsprechende Kommentare zur vollen Wirkung und Geltung kommt.

Ähnlich können wir die Konfessionen als Einzelstimmen betrachten, die zusammen den Chor der Ökumene bilden. Wer dabei Sopran, Alt, Tenor oder Baß sein könnte, muß nicht ernsthaft erwogen werden. Wesentlich ist, daß die Gesamtzahl der Stimmen einen klaren Ausdruck hervorbringt, nämlich jene christliche Identität, die uns weltweit verbindet und die zugleich vor der Welt zu bekunden ist. Aber innerhalb dieses Gesamtchores gibt es unterschiedliche Akzente. Sind alle miteinander vereinbar? Wo gibt es Grenzen, wo Abgrenzungen oder Ausschlüsse erfolgen müssen? Es soll hier jetzt nicht gefragt werden, wie dies geschehen oder wie die Akzente im einzelnen festgestellt werden könnten. Es mag jetzt genügen zu fragen, wie wir von anderen gesehen werden, und an einem Beispiel festzustellen, wo es Streit um die eigene Identität in einer anderen Kirche gibt.

In einer katholischen Morgenfeier zum Epiphaniastag 1995 sprach Prälat Gerhard Boß von der ökumenischen Situation. Dabei ging er auch auf den Protestantismus ein. Nur dies soll uns hier beschäftigen. Er meinte, uns zeichne die Hochachtung des Evangeliums und der Freiheit aus. Das Evangelium, wie es in der Heiligen Schrift zum Ausdruck komme, werde von uns in den Mittelpunkt gestellt. Die Bibel werde gelesen und geachtet. Beispielhaft verwies er auf seinen eigenen Vater, der evangelisch gewesen sei. Dessen Bibel habe er nach seinem Tod erhalten und festgestellt, wie der Vater Unterstreichungen gemacht, Randbemerkungen geschrieben oder Fragezeichen gesetzt habe. Natürlich fragen wir uns, wie viele evangelische Christen so mit der Heiligen Schrift heute umgehen. Die Statistiken aufgrund von Erhebungen sind nicht besonders erfreulich. Aber daß wir bei einem Ökumeniker der römisch-katholischen Kirche nach wie vor als Menschen mit der Bibel gesehen werden, das wollte ich festhalten – zumal es ja auch eine Ermunterung sein könnte, sich der eigenen Tradition wieder stärker bewußt zu werden und ihr entsprechend zu leben.

Der zweite Punkt war die hohe Achtung der Freiheit bei uns. Gerhard Boß verwies auf die Größe seiner Kirche, die einen zentralen Regelungsbedarf erzwingt. Gerade weil es internationale Verflechtungen bei uns nicht in dem Maße gab und noch nicht gibt, könne der Freiheit ein größerer Raum gewährt werden. Aber der Autor kam natürlich auch auf die Kehrseite der Freiheit zu sprechen, daß nämlich bei uns viele Eigenentscheidungen getroffen werden, die im Bereich der Kirche deren Stimme so vielfältig werden lassen können, daß sie überhaupt nicht mehr erkennbar ist. Wenn Konfessionen etwas zum Chor der Ökumene beizutragen haben, dann muß

die eigene Stimme auch „stimmig“ sein. Bei allem Pluralismus muß das typisch Lutherische erhalten bleiben. Geschieht das nicht, dann ist kein Beitrag zur Ökumene mehr möglich. Auch bei uns selbst kann der Pluralismus solche Reibungsverluste hervorrufen, daß schließlich nichts mehr geht und die Menschen Kirche weder erkennen noch verstehen. Sicher wird manches in der Mediengesellschaft besonders hochgezogen, während das Alltägliche im stillen und verborgenen geschieht. Aber in der Öffentlichkeit muß jede Konfession sich so zeigen und zu Wort melden, daß das auf Jesus Christus Bezogene als das Entscheidende deutlich wird.

Auch in der römisch-katholischen Kirche kommt es zu Diskussionen, die manche Leute irritieren. Ich erinnere hier nur an die Äußerungen der Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz, Oskar Seier, Karl Lehmann und Walter Kasper, „Zur seelsorgerlichen Begleitung von Menschen aus zerbrochenen Ehen, Geschiedenen und Wiederverheirateten Geschiedenen“ von 1993. Die Bischöfe wollten es der Gewissensprüfung von wiederverheirateten Geschiedenen im Einzelfall überlassen, ob diese zur Kommunion gehen. Da die Ehe nach römisch-katholischer Lehre unauflöslich ist, kann eine Wiederverheiratung nicht erfolgen. Was aber tun, wenn dies doch und zwar vielfältig geschieht? Kann man diese Menschen seelsorgerlich allein lassen oder sie jedenfalls vom Sakrament des Altars ausschließen? Daß der Vorstoß der drei genannten Bischöfe in der Deutschen Bischofskonferenz nicht konsensfähig war, ist inzwischen bekannt geworden. Es gab Zustimmung und Ablehnung. Aus der großen Zahl von Stellungnahmen sei nur eine zitiert, weil in ihr unser Stichwort vorkommt: „Rührt die Frage nach der Zulassung von Wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten nicht an jenen Bereich des Glaubens und der kirchlichen Ordnung, der zur Identität der katholischen Kirche gehört und daher keinerlei Pluralismus zuläßt?“²

Nach dieser Stimme gibt es also eine katholische Identität. Sicher gibt es viel, was typisch katholisch ist, um in unserem Sprachgebrauch zu bleiben. Die Schwierigkeiten, die Grenze des Vertretbaren zu beschreiben, sind offenkundig dort genauso groß wie bei uns. Die Sachfrage muß uns hier nicht ausführlich beschäftigen. Wesentlicher ist, daß die Dissonanzen im Chor der Ökumene und auch innerhalb der einzelnen Bekenntnisse nicht zu stark werden dürfen.

2 Andreas Laun, Wien; zit. nach Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim 46, 1995, S. 9.

c) Ökumenisches Lernen

Das Miteinander von Konfession und Ökumene eröffnet heute die Chance ökumenischen Lernens. Das gilt zunächst für die lutherische Weltfamilie, wie der Lutherische Weltbund auch gerne bezeichnet wird. Die Andersartigkeit südafrikanischer oder indischer lutherischer Gemeinden eröffnet uns neue Perspektiven. Das gilt für die Frömmigkeit, die häufig von sehr viel mehr Lebendigkeit gekennzeichnet ist als bei uns, wie auch für die Ethik, wo sich der Pluralismus längst nicht solch weiten Raum erobert hat wie in unseren Kirchen. Von japanischen Gemeinden läßt sich lernen, daß bereits 50 Glieder für ein missionarisches Leben genügen können, bei dem ein Kirchenraum zur Ausstrahlung da ist, bei der ein Pfarrer besoldet wird und häufig auch ein Kindergarten nicht fehlt.

Bei der Begegnung mit anderen Konfessionen kann sich das verstärken. Zwar betonen wir, der Gottesdienst sei der Mittelpunkt kirchlichen Lebens, aber häufig sind zahlreiche Aktivitäten in einer Gemeinde feststellbar, von denen aber gerade der Gottesdienst unberührt zu sein scheint. Die Verbindung der Gemeinden untereinander, die sich in der Fürbitte äußert, die Zusammengehörigkeit mit der triumphierenden Kirche, mit denen, die uns im Glauben vorangegangen sind, kommt in Gottesdiensten der orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche zum Ausdruck. Hier ist der Himmel offen, während wir uns im Partikularismus allzu leicht verlieren.

Wer bei uns freie Gebete, Gebete in der Seelsorge und Gebetsgemeinschaften wie die Pest meidet, findet sich bei ökumenischen Kontakten häufig in Situationen vor, in denen dies ganz selbstverständlich ist. Das Gebet hat dort einen tieferen Sitz im Leben als bei uns. Zur ökumenischen Verpflichtung heute gehört es, sich darauf weltweit in bezug auf die eigene Konfession wie auch über die Grenzen der eigenen Kirche hinaus einzulassen. Denn zu verlangen, daß andere Christen Gottesdienste feiern oder beten wie wir, das wäre ein moderner Kolonialismus, der mit Recht auf Unverständnis und Ablehnung stoßen würde. Wer dagegen die Chance ökumenischen Lernens nutzt, wird sich der engen Grenzen der eigenen Tradition bewußt, erkennt möglicherweise hilfreiche Anstöße und vermag sich von anderen Christen bereichern zu lassen.

Auch im Hinblick auf Symbol und Bild können andere Kirchen unsere eigene Frömmigkeit erweitern. Wer die Bilderverehrung der orthodoxen Kirchen bei uns nachahmen wollte, wäre sicher schlecht beraten. Aber die Beachtung der eigenen Kultur und der bildenden Kunst, die bei uns doch wenigstens gelegentlich vorkommt, könnte einen tieferen Hintergrund erlangen, wenn wir uns von der Ökumene bereichern ließen. Selbst der „Dienst

der Heiligen“ und die Verehrung Mariens könnten dadurch bei uns verändert werden. Hier muß ich nicht in Erinnerung rufen, daß das Augsburger Bekenntnis „Heiligendienst“ durchaus zuläßt. Dieser soll so geschehen, „daß wir unsern Glauben stärken, so wir sehen, wie ihnen Gnad widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist“ (Art. 21). Abgelehnt wird lediglich, sie anzurufen „oder Hilf bei ihnen (zu) suchen“. „Denn es ist allein ein einziger Versöhner und Mittler gesetzt zwischen Gott und Menschen, Jesus Christus“ (ebd.). Auch unser Widerstand gegen Maria als Miterlöserin gewönne sicher mehr Gewicht, wenn sie als Vorbild unseres eigenen Glaubens beachtet würde, wie wir das bei Luther gesehen hatten.

Ökumenisches Lernen kann dagegen sicher nicht heißen, einfach alles zu übernehmen, was wir bei anderen Kirchen sehen und hören. Es müßte schon ein gegenseitiges Nehmen und Geben sein, das sich ereignet. Dabei sind unsere Gemeinden häufig recht offen und vorurteilsfrei. Daß in den Augen der Öffentlichkeit alle Christen zusammengehören und alle zu leiden haben, wenn ein Glied leidet, aber auch alle sich freuen können, wenn ein Glied Grund dafür hat, das erleben wir in unserer klein gewordenen Welt häufig. Wir werden dabei allerdings darauf zu achten haben, daß unsere Stimme die gleiche bleibt und sich den Partnern nicht so anpaßt, daß in anderen ökumenischen Begegnungen dann anderes gesagt wird. Es ist eine erlebnisreiche Zeit, die wir durchmachen – auf politischem Gebiet, aber auch auf dem Feld der Ökumene, wo sich große Möglichkeiten auftun.

Die Beständigkeit der Aufgabe

Von der Beständigkeit des Wandels waren wir ausgegangen. Damit korrespondiert die Beständigkeit der Aufgabe. Meines Erachtens besteht diese darin, zunächst einmal die christliche Identität zu definieren und sich in deren Rahmen zu bewegen. Daß es dann auch Besonderheiten bei uns Lutheranern gibt, läßt sich schwer bestreiten. Sie in den Chor der Christenheit einzubringen, ist heute nötig und möglich. Dabei mögen sich dann im Dialog Veränderungen und Akzentverschiebungen ergeben. Aber immer wieder zurückzufragen oder auch falsche Wege zu korrigieren, gehört genauso dazu. Jedenfalls ist es angemessen, sich heute dem ökumenischen Geist auszusetzen. Bestimmt ist dies angemessener, als „uns von jedem Wind einer Lehre bewegen und umhertreiben (zu) lassen durch trügerisches Spiel der Menschen, mit dem sie uns arglistig verführen“ (Eph 4,14). Nach der Meinung des Epheserbriefes, den ich soeben zitierte, ist dies vielmehr

ein Zeichen von Unmündigkeit. Wer Person ist, wer als Christ einen eigenen Laut äußert, der wird vielmehr auf die unbegreiflichen Gerichte und unerforschlichen Wege Gottes verweisen, wie es schon der Apostel Paulus getan hat, der seine Überlegungen in diesem Zusammenhang abschließt mit dem Lobpreis Gottes: „Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit“ (Röm 11,36).

So allgemein im Luthertum nach der Bekenntnisschrift darüber ist, daß die Bekenntnisschriften das wichtigste Stück kirchlicher Tradition darstellen, so ungewöhnlich ist doch selbst im Hinblick auf diese die Verwendung des Begriffs einer heiligen Tradition. Verwendet ihn lutherische Theologen nun gar zur Selbstdarstellung orthodoxer Gesprächspartnern gegenüber, dann setzen sie sich sowohl dort als auch in den eigenen Reihen leicht dem Vorwurf mangelnder Redlichkeit aus. Was hier die Präzision einer protestantischen Grundhaltung angesehen werden kann, wird dort missverstanden als Verneinung falscher Tatsachen. Darum bedarf es zunächst des Nachweises, daß es auch von den Voraussetzungen einer streng-schrift-basierten evangelischen Theologie her nicht nur möglich, sondern sogar notwendig ist, in bestimmten Zusammenhängen von heiliger Tradition zu sprechen.

In der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments wird nämlich nicht nur von Gott als dem seinem Wesen nach Heiligen (vgl. 1. Joh. 1,7; 1. Joh. 4,8; 1. Petr. 1,15f.; Offb. 6,10) und dem Außerwählten Gottes als dem kraft göttlicher Erwählungsmittels Heiligen (vgl. 1. Joh. 19,8; 1. Joh. 31-32; Röm. 1,7; Kol. 3,12; Offb. 15,10) geredet, sondern auch als heilig bezeichnet, was den heiligen Gott mit seinem heiligen Volk in Verbindung gebracht hat und bringt – ob es sich nun um einen Ort handelt, an dem eine grundlegende Offenbarung Gottes erlebt worden ist (1. Joh. 1,9; 1. Joh. 2,13; 1. Joh. 4,17), der dem Gottesdienst vorzuziehen bleibt (1. Joh. 2,18; 1. Joh. 4,19) oder der die Gottesdienstmitteln auch nur umschließt (vgl. 1. Joh. 4,19; Mt. 4,5), um geschichtliche Erwähnung (1. Joh. 2,22; 1. Joh. 4,19; 1. Joh. 4,20) zu erhalten.

Darum sollte das billig aller Christen einziges Werk und Übung sein, daß sie sich das Wort und Christus gut einprägten, solchen Glauben stetig übten und stärkten, denn kein anderes Werk kann einen Christen machen, wie Christus in Johannes 6 zu den Juden sagte, als sie ihn fragten, was für Werke sie tun sollten, um göttliche und christliche Werke zu tun. Da sprach er: Das ist das einzige göttliche Werk, daß ihr glaubt an den, den Gott gesandt hat.

Martin Luther